

dtv

»Ein Mord in Schliersee? Was es nicht alles gibt.« Der bayerische Innenminister wundert sich. Ein Toter wurde am Fuß der idyllischen Josefsthaler Wasserfälle gefunden. Kein Unfall, sondern Mord, wie sich herausstellt. Hauptkommissarin Josefa Lautenschlager, genannt Joe, steht mit ihrem Kollegen Bernd vor einem Puzzle von Indizien. Wie passen ein blondes Haar, das an delikater Stelle vom Körper des Toten geborgen wurde, 1,8 Millionen Euro in einer türkischen Plastiktüte und ein goldener Ohrring in Form eines Ammoniten zusammen? Während der Ermittlungen freundet sich Joe mit der Journalistin Stella Felix an, die in besonderer Beziehung zur reichsten Familie in Schliersee steht. Und dann geschieht ein zweiter Mord ...

Rosemarie Bus, geboren in der Pfalz, hat als Journalistin bei diversen Zeitschriften gearbeitet und schreibt am Schliersee.

ROSEMARIE BUS
GEFÄHRLICHES
GELÄNDE

KRIMINALROMAN

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Rosemarie Bus ist
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Es sterben immer drei (dtv 21364; E-Book: 41339, 41340)

Das vorliegende Buch ist auch
als E-Book erhältlich (42318, 42319).

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2014
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten.
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture/Peter Nitsch
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Minion 9,5/12,25
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21531-2

I've been rich
I've been poor
Rich is better
Sophie Tucker

Ach! Er kannte nicht die Frauen,
die das Alter nahen sehen ...
Joseph Roth: Radetzky marsch

ERSTER TEIL

Juni

1

Sylt hat für eine Journalistin einen ähnlich mystischen Klang wie Sansibar, Samarkand oder Transsylvanien. Trotzdem gehörte die Insel nach Meinung von Stella Felix nicht zu den Bildungslücken, die im Leben unbedingt geschlossen werden müssen. Normalerweise mied sie Plätze, für die mindestens das Einkommen abgesicherter Existenzen aus Hamburger Medienhäusern nötig ist.

Aber da sie sich nun mal in der Nähe aufhielt, im Ferienhaus ihrer Freundin Linda in Schleswig-Holstein, konnte sie wenigstens einen Blick auf diesen sagenumwobenen Platz werfen. Hin-fahren, umgucken, das im Supermarkt erstandene Sandwich verzehren (Mozzarella mit Mayonnaise, die norddeutsche Interpretation italienischer Feinkost) und wieder bei Linda über-nachten, wo das Zimmer nichts kostete. So der Plan.

Er ging von Anfang an schief.

Linda hatte eine Radtour empfohlen. Nur Laufen war billiger, aber damit konnte Deutschlands größte Insel an einem Tag nur peripher erkundet werden. Also hatte Stella sich ein Fahrrad ge-mietet, dummerweise aber Lindas Warnung ignoriert, sich erst nach Prüfung der Windrichtung entweder für die Route nach Norden, von Westerland nach List, oder umgekehrt, für die Route nach Süden zu entscheiden. Als Bewohnerin Oberbayerns ging sie davon aus, dass ein Wind bläst, aber auch mal aufhört, dass er vor allem aber zuverlässig die Richtung wechselt.

Anfangs noch im Windschatten eines gewaltigen, rosa gewandeten Hinterteils auf einem gelben Mountainbike, stemmte sie sich gegen das, was in dieser Gegend völlig zu Recht eine steife Brise genannt wird.

Es war ein ungewöhnlich kühler Tag für Anfang Juni. Riesige graue Wolken, die schon gegen schwarz tendierten, jagten über einen eigentlich blauen Himmel, von dem aber leider nur ab und zu ein Zipfelchen zu sehen war. Dann kämpfte sich auch für zwei Sekunden die Sonne durch, was immerhin bewirkte, dass die Temperatur oberhalb des Gefrierpunkts verharrte. Die düsteren Wolken drohten zwar mit Regen, hielten sich aber noch zurück. Und das Meer versteckte sich hinter den Dünen.

Alles akzeptabel, solange die stämmige Radlerin in Pink Stella hinter sich tolerierte. Doch kurz vor Kampen hob sie ihr beeindruckendes Gesäß vom Sattel, trat ein paarmal kräftig in die Pedale und schüttelte die Verfolgerin souverän ab.

Bevor der Sturm sie umpusten konnte und sie eventuell erst im Krankenhaus wieder aus der Ohnmacht erwachte, besann Stella sich auf ihren touristischen Ehrgeiz. Wenigstens einmal barfuß durchs Wasser platschen. Sie parkte das Fahrrad zwischen den sandigen Hügeln, schloss es ab und nahm einen der Trampelpfade, die sich zwischen wildem Hafer und blühendem Ginster in Richtung Strand schlängelten. Sorglos folgte sie dem Pfeil mit der Aufschrift FKK-Strand. Sie erwartete nicht, auch nur einem einzigen Nackedei zu begegnen. In dieser ultrafrischen Witterung hätte er sich den Tod geholt. Oder sich zumindest alle relevanten Einzelteile abgefroren.

Da sie im Niemandsland zwischen List und Kampen höchstens mit Schaumkronen bis zum Horizont rechnete, war sie überrascht, vom Scheitel der letzten Dünenkette aus eine Ansammlung jener adretten Strandkörbe zu erblicken, die auf keinem Foto von der Nordsee fehlen dürfen. Etwa zweihundert davon, weiß lackiert, die blau-weiß gestreiften Polster nach Süd-

osten ausgerichtet. Die fürsorgliche Möbilierung der Gemeinde Kampen für ihre hüllenlosen Gäste, die an ruhigen, sonnigen Tagen den Blick aufs Meer gewährt, jetzt aber, um 180 Grad gedreht, dem hartnäckigen Westwind den Rücken zeigte. Die Aussicht auf die Dünen war zwar nicht wirklich spektakulär, die Luft in ihrem Schutz dafür annehmbar temperiert.

Soweit Stella das sehen konnte, waren 199 Strandkörbe leer. Nur ein einziges Exemplar stand uneinsehbar mit der offenen Front zum Meer. Diesen Korb wählte sie aus. Ideal, um sich darin für ein Weilchen niederzulassen. Schließlich war sie wegen des Wassers hier, nicht um Sandverwehungen zu studieren. Wind hin oder her. Zielstrebig steuerte sie den Korb an, die Haare knatterten um ihr Gesicht wie Taue im Sturm, Sand schürfte in den Augen. Außer einer einzigen Spaziergängerin, die das Kunststück vollbrachte, gleichzeitig eine Kamera mit gigantischem Objektiv und fast hüftlange blonde Haare festzuklammern, begegnete ihr kein Mensch.

Stella fragte sich kurz, ob bei diesem Wetter ein Strandkorb wirklich einen angenehmen Aufenthalt bot, aber da Beharrlichkeit nicht zu ihren Stärken gehörte, probierte sie manchmal an den merkwürdigsten Stellen aus, ob sie es schaffen würde, das durchzuziehen, was sie sich vorgenommen hatte.

Eine Böe riss sie fast von den Füßen. Als sie endlich den Strandkorb ihrer Wahl erreichte, musste sie sich hilfesuchend daran festhalten. Sein Flechtwerk ächzte.

Leider war er besetzt.

Von einem Paar, das gelbe Friesennerze trug. Solche in der luxuriösen Ausführung. Außen wind- und regenfest, aber, den gefütterten Kapuzen nach zu urteilen, innen weich und anschmiegsam wie ein Kaschmirmantel.

Im Nachhinein fragte Stella sich, warum ihr die Anoraks eher aufgefallen waren als das, was das Paar da trieb. Wäre es umgekehrt gewesen, hätte sie sich rechtzeitig diskret zurückziehen können.

Dass die Position der beiden nicht den üblichen Entspannungsgepflogenheiten von Strandkorbmietern entsprach, sah Stella erst auf den zweiten Blick. Ihre Hosen lagen ordentlich zusammengefaltet auf der Bank. Daneben saß der Mann und in seinem Schoß saß die Frau. Den Oberkörper mit dem offenen Anorak ihm zugewandt. Beide mit nacktem Popo.

Um das zu erkennen, musste Stella nicht mal genau hinsehen.

Die Frau ritt den Mann. Mit beiden Händen hielt sie sich rechts und links an seinen Hüften fest, womit sie den schönen englischen Ausdruck »love handles« perfekt in die Praxis umsetzte.

Die Möglichkeit, herunterzufallen, bestand kaum, nahm Stella an. Mit journalistischem Investigationseifer, gepaart mit einer gewissen Lebenserfahrung, vermutete sie, dass der Mann seine Reiterin auf einer hübschen Lanze aufgespießt hatte. Seine linke Hand krallte sich an ihrer nackten Pobacke fest, die rechte bewegte sich auf der Höhe ihrer Klitoris im Schritt. So viel war sogar mit anatomischem Basiswissen schnell zu erfassen.

Die Frau lehnte sich in weitem Bogen nach hinten und schlug langsam die Augen auf, während sie einen langen, tief aus ihrem Inneren kommenden Schrei ausstieß.

Aaaaahhhhhh.

Lauter, heiserer und lustvoller als die Möwen, die über den Dünen segelten.

Der Mann vergrub seinen Kopf zwischen ihren nackten Brüsten im luxuriösen Anorak und begleitete brummend ihren Orgasmus.

Das fremde Gesicht an der linken oberen Ecke ignorierten sie.

»Grüß Gott«, sagte Stella höflich. Das war sie aus Bayern so gewohnt.

Erst während ihres munter über das Brausen des Windes geschmetterten Grußes realisierte Stella seine Brisanz und zog sich aus dem Blickfeld zurück.

Zu spät.

Die Frau hatte sie gesehen. Ihre Gesichtszüge, die sich gerade noch im Zustand völliger aufgelöstheit befunden hatten, erstarrten unter dem Schock der Erkenntnis. Der Anblick der unbetenen Zuschauerin stürzte sie vom Höhepunkt der Lust direkt in die Untiefen der Scham.

Von hundert auf null registrierte Stella, bevor sie sich hinter dem Strandkorb in Sicherheit brachte. Sie atmete tief durch.

Mist, Mist, Mist.

Den Mann kannte sie nicht. Aber die Frau.

Eine Entschuldigung sparte sie sich, die würde alles nur noch schlimmer machen. Getrieben vom Wind und der peinlichen Begegnung rannte Stella über den Strand zurück in Richtung Dünen und Trampelpfad. So bestand wenigstens noch eine kleine Chance, dass die Frau sie nicht erkannt hatte, obwohl eindeutig Schock und Verlegenheit auf ihrem Gesicht wetteiferten.

Brigitte Hochstetten.

Mist, Mist, Mist.

Dass Stella Brigitte Hochstetten kannte, wäre nicht so schlimm gewesen. Dass sie auch Brigittes Ehemann bei einer Gegenüberstellung hätte identifizieren können und er eindeutig nicht der Liebhaber im Strandkorb war, hätte unter aufgeklärten Zeitgenossen ebenfalls nur zur Anekdote getaugt. Auch Brigitte Hochstettens drei schon fast erwachsene Kinder spielten keine Rolle in der Angelegenheit. Das alles wäre Stella vollkommen egal gewesen. Aber leider war Brigitte Hochstetten auch die Frau, die ihr einen einigermaßen gut bezahlten Job beschert hatte. Die Frau also, die ihre Existenz sicherte. Stella hatte ihre verheiratete Chefin beim Sex mit einem fremden Mann erwischt.

Was das bedeutete, wollte sie in diesem Moment lieber nicht wissen.

Irma war schuld. Mit einer für sie untypischen Diskretion hatte Stellas Mutter gut zwei Monate zuvor eine sorgfältig ausgeschnittene Anzeige aus dem Miesbacher ›Alpenboten‹ auf dem Frühstücksteller ihrer Tochter platziert. Versteckt unter der Serviette.

»Gesellschafterin für angesehenen älteren Herrn gesucht. Nur vertraglich geregeltes Arbeitsverhältnis. Erstklassige Sozialleistungen. Bewerbung mit aussagekräftigen Referenzen bitte an den ›Alpenboten‹ unter der Chiffre ...«

Die Tätigkeit ihrer Tochter als Aushilfsbedienung im Bräurosl war schon länger eine harte Prüfung für Irmas Mutterstolz; dafür brauchte niemand ein Germanistikstudium, also erbat sie von ihrer adeligen Schafkopffreundin Erdmute eine Gefälligkeitsreferenz, die unverzüglich auf edlem Briefpapier mit goldgeprägtem Wappen geliefert wurde.

Stella sträubte sich nur kurz. Zwar sah sie sich mit einiger Berechtigung als Journalistin, schließlich war sie für diesen Beruf ausgebildet worden und hatte auch einige, wenn auch schon etwas zurückliegende Erfolge aufzuweisen, aber die Auftragslage hatte sich in letzter Zeit höchst unerfreulich entwickelt, bis hin zum völligen Stillstand. Die Berufsaussichten in der Altenbetreuung galten dagegen als zukunftssicher. Ihr gefiel zwar der Gedanke besser, im Bräurosl zu kellnern, so lange, bis eine Redaktion sich eventuell an sie erinnern würde. Schließlich wusste sie aus Erfahrung, dass irgendwann doch von irgendwo eine Mail oder ein Anruf mit einem Auftrag kam. Dumm nur, dass es diesmal einfach nicht passieren wollte.

Wegen des ausgesprochen verregneten Frühlings florierte auch das Bräurosl nicht wirklich. Ihr Konto rutschte so stur immer weiter ins Minus, dass Stella schon Irma hatte anpumpen müssen. Für eine 35-jährige Tochter ein nicht unerheblicher Schlag aufs Selbstbewusstsein.

Nach einer schlaflosen Nacht schickte sie die Bewerbung los. Zwei Tage später meldete sich eine freundliche Sekretärin, die bestätigte, es werde tatsächlich eine kompetente Dame zur Gesellschaft einer einflussreichen deutschen Unternehmerpersönlichkeit gesucht. Sofort. 40-Stunden-Woche, Verpflegung inklusive.

Stella kannte, wie jeder halbwegs neugierige Zeitgenosse im Landkreis Miesbach, Namen und Adresse der reichsten Familie der ganzen Gegend. Sie war schon öfter an dem Anwesen vorbeigefahren und hatte sich überlegt, wie das Leben hinter den drei Meter hohen Hecken wohl aussehen mochte. Jetzt hatte sie die Chance, es zu erfahren.

Beim Vorstellungsgespräch hatte Brigitte Hochstetten, die Tochter des alten Herrn, ein Gehalt von 2250 Euro brutto angeboten und einen Vertrag über Sekretariatsarbeiten in der familieneigenen Stiftung, die auch die Zahlungen übernahm. Der 90-jährige Franz Hochstetten hatte sie mürrisch gemustert, »die eine kommt, die andere geht« gemurmelt und sein Frühstücksei auf den Bademantel gekleckert.

Damit war Stella angestellt.

Ihre Arbeitstage begannen im Wesentlichen damit, zu warten, bis Franz Hochstetten ausgeschlafen hatte. Fühlte er sich morgens fit genug, um nach dem Frühstück das Bett zu verlassen und allein aufs Klo zu gehen, half sie ihm beim Anziehen, dann spazierten sie Arm in Arm in dem weitläufigen Park herum, der zu dem Anwesen gehörte. Franz weigerte sich, einen Rollator zu benutzen. »Der macht mich alt.« Meistens trafen sie niemanden, manchmal vielleicht den Gärtner. Danach gab es Mittagessen, und schon war Franz reif für ein Nickerchen.

Der legendäre Egomane, der einen der größten Elektronikkonzerne der Welt aufgebaut hatte, war vom Alter auf Normalmaß zurechtgestutzt worden. Nur mit äußerster Willensanstrengung gelang ihm noch dann und wann eine Bosheit. Stella nahm sie als Unterhaltungselemente, nicht als Einschüchterungsversuche. Das schätzte er.

Die Zeit bis zum Abendessen schleppte sich meist mühsam dahin, nur unvollständig ausgefüllt mit würdelosen Fernsehprogrammen und Monopoly, einem Spiel, das Stella hasste, weil es sie an ihre Talentlosigkeit in punkto Kapitalismus erinnerte. Ab und zu angereichert von Altmänner-Monologen, die in der Kindheit begannen, zwei Ehen streiften und beim unfähigen Management der Unternehmen hängen blieben.

Einen alten Mann zu betreuen ist nicht unangenehm, aber tendenziell zäh, stellte Stella fest und machte sich ernstlich Gedanken darüber, ob die Altenpflege wirklich ihre Berufung sein könnte. Aber sie brauchte das Geld. Es war leicht verdient. Zugegeben. Erstaunlich viel für so wenig Herausforderung, oder *challenge*, wie das in den Nachmittagsshows, die sie mit Franz gemeinsam verachtete, sogar den Talkshowteilnehmern aus nicht englisch parlierenden Kreisen flüssig über die Lippen kam.

Da Franz nur vier Wochen später vor dem Schlierseer Dauerregen in ein luxuriöses Sanatorium nach St. Moritz floh und Stellas Dienste vorübergehend nicht benötigte, hatte sie die erste Gehaltsüberweisung für ein paar Tage Nachdenken in Lindas Ferienhaus in Norddeutschland genutzt.

Wer konnte denn ahnen, dass Brigitte Hochstetten ähnlich tickte und aus dem weitreichenden Immobilienbesitz der Familie ausgerechnet das Haus wählte, das noch tristerem Wetter ausgesetzt war als Schliersee.

Die Begegnung am Strandkorb auf Sylt war zunächst folgenlos geblieben.

Auf dem Rückweg nach München hatte Stella stündlich mit einem Anruf von Frau Braun, Brigittes Sekretärin, gerechnet, dass sie auf der Stelle gefeuert sei. Zu Hause in Schliersee checkte sie mit klopfendem Herzen den Briefkasten in Erwartung der Kündigung. Nichts. Brigitte verhielt sich still, als sei nichts passiert. Oder als müsste sie noch darüber nachdenken, wie sie die Zeugin ihres Ehebruchs am effektivsten beseitigen könnte.

Nachdem Franz gestärkt und aufgepäppelt aus der Höhenluft von St. Moritz wieder in den Niederungen von Josefthal eingetroffen war, nahm Stella ihren Pflegedienst wieder auf.

Am siebten Tag, gerade als sie sich so weit beruhigt hatte, dass sie annahm, den Job behalten zu können, schaute Brigitte nach einem Besuch bei ihrem Vater in das kleine Zimmer hinein, in dem Stella auf das Ende des Zwiegesprächs wartete.

»Würden Sie bitte heute Nachmittag um drei zu mir ins Büro kommen.«

»Wer? Ich?«

Brigitte nickte und schloss leise die Tür. Stella wagte nicht, ihr nachzugehen und sie nach dem Grund für das Treffen zu fragen. Den wusste sie sowieso. Sie saß da mit zitternden Händen. Das war's wohl. Sie hasste alle reichen Leute, die als Arbeitgeber so selbstverständlich über fremde Leben bestimmen konnten wie über eine Immobilie. Sie hatten mehr Macht über ihre Angestellten als diese über sich selbst. Sie fühlte sich gedemütigt, zornig auf die Ungerechtigkeit des Lebens, die sie zum Spielball der Launen einer ererbten Macht degradierte. Stolz und wütend, aber mit immer noch zitternden Händen ging sie nachmittags in Brigittes Büro, um sich die Kündigung abzuholen.

Brigitte ließ sie auf einem roten Sofa Platz nehmen und fragte: »Tee?« Zwei Stück Flockensahne aus der Produktion des jungen Kochs wurden auf mit Veilchen bemaltem Nymphenburger Porzellan serviert. Brigitte wartete, bis auch der Tee auf dem Couchtisch stand und die Sekretärin das Zimmer verlassen hatte. Stella hielt sich an ihrem Kuchenteller fest. So vermied sie, ihr Gegenüber zu sehr anzustarren und ihre Angst durch die Augen zu verraten. Dass ihre Hände flatterten, konnte sie nicht verhindern.

»Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, dass Sie das ...« Brigitte kam ohne Umschweife zur Sache. Die Gabel mit einem Bissen Flockensahne auf Brusthöhe schwebend, »das ... nun ja ... Vorkommnis auf Sylt für sich behalten haben.«

Statt Stella um Schweigen zu bitten, hatte sie vorausgesetzt, dass diese anständig genug war, genau das zu tun. Stella schwieg und wartete.

»Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen«, sagte Brigitte.

Stella schaute neugierig von ihrer Torte hoch. Brigitte stellte ihren Teller auf den gläsernen Couchtisch. »Wie ich erfahren habe, sind Sie Journalistin.«

Stella verschluckte sich am Biskuit und hatte Mühe, ihn nicht aufs Polster zu spucken. Woher wusste Brigitte das? Wieso hatte sie angenommen, die deutsche Elite sei zu wertkonservativ, um Google zu nutzen?

In der Bewerbung hatte Stella ihren wahren Beruf nirgends erwähnt, dafür in einem ganzen Absatz die Vorzüge eines Germanistikstudiums für die Betreuung hochbetagter Herrschaften betont.

»Ich habe mir einige Ihrer Reportagen im ›Leute‹-Magazin besorgt.« Brigitte schien von Stellas Erschrecken nichts zu merken. »Ihr Humor gefällt mir. Man merkt, dass Sie Ihre Gesprächspartner nicht der Lächerlichkeit preisgeben wollen. Auch wenn das manchmal einfach wäre. Das hat mir gefallen. Ich dachte mir, Sie sind genau die Richtige für ein Projekt, das ich schon länger vorhabe und jetzt endlich verwirklichen möchte.«

»Projekt?«

»Ich versuche seit einiger Zeit, meinen Vater zu überreden, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Aber er will einfach nicht. Ich nehme an, es strengt ihn zu sehr an. Das Schreiben, aber auch das Erinnern an sich. Sie sind doch eine erfahrene Interviewerin. Ihnen wird es gelingen, ihn zum Reden über seine Vergangenheit zu bringen und Sie schreiben daraus seine Memoiren. Was halten Sie davon?« Brigitte hielt erwartungsvoll still.

Zeit gewinnen, dachte Stella. Jetzt bloß nichts Falsches sagen. Vielleicht war das die Chance, auf die sie gewartet hatte. Die Möglichkeit, ihrer niederschmetternd durchschnittlichen Exis-

tenz doch noch ein kleines Glanzlicht aufzusetzen. Nichts wirklich Weltbewegendes, aber etwas Sinnvolles. Das Leben eines Anderen aufschreiben, der viel mehr als sie selbst erreicht hatte. Hörte sich doch vernünftig an. Außerdem mochte sie Franz. »Wie stellen Sie sich das vor?«

»Sie leisten meinem Vater doch sowieso jeden Tag Gesellschaft. Anstrengend, ich weiß. Warum also nicht einfach die Geschichten, die er Ihnen erzählt, auf Band aufnehmen und ein Buch daraus machen.« Aufrecht und gefasst saß Brigitte auf ihrem Chippendale-Sessel. Die Beine in den halbhohen Pumps nur an den Knöcheln übereinandergeschlagen. Ihr übliches kontrolliertes Selbst, als würde sie für eine Fotosession als First Lady posieren. Sogar die Teetasse fügte sich ein in die Selbstinszenierung als reiche, pflichtbewusste Unternehmertochter, die Disziplin und kühle Rationalität mit der Muttermilch eingesogen hatte. Sofern sie nicht von Anfang an mit Milupa aufgezogen worden war. Was wusste Stella schon von den Gepflogenheiten in der Kindererziehung der Reichen.

Obwohl Brigitte mit Mann und drei Kindern in einer architektonisch ambitionierten, modernen Villa auf dem Grundstück ihrer Eltern lebte, hatte Stella sie nach dem Einstellungsgespräch nur ein paarmal flüchtig gesehen. Die Tochter des Hauses, längst mit eigenem Vermögen und als Vorsitzende der Familienstiftung zusätzlich mit Macht und Ansehen ausgestattet, hatte Wichtigeres zu tun, als sich mit der Gesellschafterin ihres Vaters abzugeben.

Das hieß nicht, dass Brigitte arrogant war. Im Gegenteil. Sie bemühte sich um Freundlichkeit, um gut erzogene Höflichkeit, auch Angestellten gegenüber. Besuchte sie ihren Vater, was regelmäßig einmal die Woche geschah, grüßte sie und wartete, bis Stella sich ins Nebenzimmer zurückgezogen hatte, wo sie blieb, bis Franz wieder nach ihr rief. Meistens nach einer Dreiviertelstunde. Was Vater und Tochter zu bereden hatten, blieb ein Geheimnis.

Trotz ihrer Milliarden war Brigitte ein bemerkenswert unauffälliger Mensch. Außer ihrem Geld fiel nichts an ihr aus dem Rahmen. Weder im positiven noch im negativen Sinne. Sie hatte ihre Mittelmäßigkeit derart perfektioniert, dass nicht einmal auffiel, wie hübsch sie war, mit ebenmäßigen Zügen, einer beneidenswert zierlichen Nase und schlanken, geraden Beinen. Kleidergröße 38, mit 46 Jahren und drei Kindern eine persönliche Lebensleistung, die jede hergelaufene Oligarchen-Gattin stolz mit figurumschmeichelnder Designermode unterstrichen hätte. Aber nicht mal bei ihrer Kleidung schlug diese Mustererbin über die Stränge. Taillierte Kostüme in gedeckten Farben, brave Blusen, zugeknöpft bis auf zwei ungefährlich offene Knöpfe oberhalb des Dekolletés. Konfektionsware ehrbarer deutscher Hersteller hatte Stella mit einem Blick in die Jacke am Garderobenhaken recherchiert. Ideal für das mittlere Management in Sparkassen und Behörden. Auch der Rest von Brigitte passte hervorragend in dieses Ambiente. Ihrem durchtrainierten Körper sah man vor allem die eiserne Disziplin an, die sie morgens um sieben in den Fitnessraum trieb, aber kein bisschen Spieltrieb. Nichts an ihr verriet etwas über ihre Ambitionen, Träume, Sehnsüchte.

»Also abgemacht«, sagte Brigitte. »Ich zahle Ihnen ein Honorar von 30 000 Euro. Eine Hälfte sofort, eine Hälfte bei Abgabe des Manuskripts. Wenn wir einen Verlag gefunden haben, schließen wir natürlich zusätzlich den üblichen Autorenvertrag ab. Ich werde mich selbst bemühen, einen Abnehmer für das Buch zu finden.«

»Ihr Vater ist ein sehr bekannter Mann. Das dürfte keine Schwierigkeit sein.«

»Selbstverständlich nicht.« Brigitte saß noch immer kerzengerade. In dieser Haltung schloss sie wahrscheinlich alle ihre Deals ab. Stella wusste, dass Brigittes Tage mit Terminen angefüllt waren, in denen es um die Verwaltung ihres Vermögens ging. Um Firmenbeteiligungen, Aktienpakete, Strategieberatungen, Aufsichtsratssitzungen und dergleichen.

Brigittes Ehemann Dirk war offiziell ebenfalls mit der Verwaltung der Erbschaft seiner Frau beschäftigt, aber wenn Stella ihn in seinem Mercedes-Cabrio quietschend vor der Villa bremsen sah, holte er meistens einen Tennisschläger oder ein Golfset aus dem Kofferraum. Das Ehepaar traf sich regelmäßig zum Abendessen mit Brigittes Mutter Regina, an dem Franz schon seit einiger Zeit nicht mehr teilnahm. »Ihr Gequatsche geht mir auf die Nerven«, hatte er Stella anvertraut, aber sie nahm an, dass er sich dafür schämte, sein Fleisch nicht mehr selbst klein schneiden und seinen Suppenlöffel nicht mehr ohne Kleckern bis zum Mund führen zu können.

Die Kinder von Brigitte und Dirk waren praktischerweise auf verschiedene Internate verteilt und störten nicht weiter. Alles in allem eine bilderbuchgerechte Mehrgenerationenfamilie, deren perfekte Fassade durch ein Treffen wie jenes auf Sylt erheblich Schaden nehmen konnte.

»Warum ausgerechnet ich?«, fragte Stella. Sie konnte nicht verhindern, dass die Zweifel aus ihr herauspurzelten wie Fallobst. »Ich meine, da gibt es ganz andere Autoren. Richtig angesehene Biografen mit Erfahrung, die würden sich alle darum prügeln, die Memoiren Ihres Vaters schreiben zu dürfen.« Sie konnte sich gerade noch rechtzeitig bremsen, um nicht ein klägliches »Ich bin doch nur eine kleine Frauenzeitschriftenschreiberin« hinzuzufügen. Sie hielt jetzt lieber den Mund, bevor sie sich mit ihren Selbstzweifeln Brigittes Verachtung zuzog.

»Warum ausgerechnet Sie, eine unbedeutende Journalistin in prekären Verhältnissen, die von ihrem Schreiben nicht einmal ordentlich leben kann?« Brigitte lächelte, aber es war kein grausames, gemeines Lächeln. Eher das einer Mutter, die ihr Kind beim Schokolademopsen erwischt hat. Mitleidig, mit nur einer kleinen Spur Sadismus. Es tut mir ja leid, aber ich muss dich bestrafen, weil ich nun mal schlauer bin als du und sich das so gehört, wenn man sich erwischen lässt. Das Erziehungsmaßnahmen-Lächeln.

»Warum Sie?« Brigitte beugte sich vor und legte Stella eine kühle, federleichte Hand aufs Knie. »Als Schweigegeld vielleicht?« Sie stand auf. Audienz beendet. »Es freut mich, dass wir uns einig sind.« Sie öffnete die Tür. »Spielen Sie eigentlich Golf?«

»Nein. Ich gehe nur wandern.«

In dem Vertrag, den ein Kurier am nächsten Tag zu Stella nach Hause brachte, stand auf der vorletzten Seite, schön versteckt in viel juristischem Blabla, das Stella nur überflog, der Pferdefuß. Die Schweigeklausel. Sollten durch Indiskretionen der Vertragspartnerin Familieninterna jeglicher Art nach außen dringen, war dies ein Grund zur fristlosen Kündigung sowohl des Buchvertrags wie des Gesellschafterinnenverhältnisses. Außerdem wurde dann eine Konventionalstrafe in dreifacher Höhe des vereinbarten Honorars fällig. In Worten: neunzigtausend Euro.

Stella unterschrieb. Was hatte sie zu verlieren?